

Kommentar zum Potsdamer Manifest

Karl-Werner Brand

Liebe Autoren des „Potsdamer Manifests“,

nachdem ich am 13. November letzten Jahres, nach einer ersten Lektüre des Potsdamer Manifests (aber noch nicht der Denkschrift), sehr spontan und sehr verärgert per Email eine etwas polemische Reaktion an viele Kolleginnen und Kollegen (über die Rückantwort des Verteilers von Herrn Scherhorn) verschickt hatte, möchte ich auf Ihre Bitte hin diese Reaktion argumentativ etwas fundieren. Grundsätzlich finde ich die Aufforderung, sich an einem Dialog um die Thesen der Denkschrift zu beteiligen, ja sehr begrüßenswert. Die Forderung nach einer neuen Dialog-Kultur ist ja auch die zentrale Botschaft des Manifests.

Nun hat auch eine zweite, gründliche Lektüre des Manifests und der Denkschrift bei mir im Wesentlichen dieselben gereizten Empfindungen hinterlassen, die mich schon zu meiner ersten polemischen Reaktion veranlasst haben. Das steht dem in so vielen blumigen Worten beschworenen kulturellen Dialog vielleicht etwas entgegen; aber Dialog bedeutet ja nicht konfliktfreie Kommunikation, sondern nur den Versuch einer verständigungsorientierten Konfliktklärung. Auch das kommt zunächst, in der ersten Reaktion, notgedrungen etwas zu kurz. In wenigen Zeilen kann nur sehr pauschal argumentiert werden. Vielleicht kann ich aber das, was mich am Manifest zentral irritiert, etwas deutlicher machen.

Was den Anlass des Manifests betrifft, so teile ich im großen und ganzen die Besorgnis über die im Manifest beschriebenen Krisenphänomene. Und auch wenn es heute etwas schwerer fällt als in der Hoch-Phase der „neuen sozialen Bewegungen“ der siebziger oder achtziger Jahren an der im Manifest immer wieder formulierten (etwas naiven) Vision eines gesellschaftlichen Lebens festzuhalten, das durch Liebe und Empathie, durch einen grundlegenden Respekt der Menschen untereinander und gegenüber unserer natürlichen Mitwelt geprägt ist, so würde ich doch auch dieses Ideal noch teilen. Weniger überzeugend finde ich die Problemdiagnose und ziemlich unerträglich die Emphase, mit der – mehr oder weniger metaphorische, biologistisch unterfütterte – Deutungen der Ergebnisse der Quantenphysik als Diagnoseinstrument und Lösungsperspektive aktueller Problemlagen ausgegeben werden. Hier werden bloße Wünschbarkeiten mithilfe von Metaphern zu „gesicherten Einsichten“ aufgebläht, die politisch allenfalls in pastoralen Sonntagsreden eine gewisse Resonanz finden (werden), gegenüber der Realität aber ohnmächtig bleiben, weil sie hoffnungslos unterkomplex und ideologisch überfrachtet sind.

Nun bleiben natürlich auch viele komplexe, gesellschaftskritische Problemanalysen politisch folgenlos. Weder die Komplexität der Analyse noch die praktische Relevanz kann das alleinige Gütekriterium von Denkschriften oder Manifesten sein. Wenn sie aber von renommierten Wissenschaftlern erstellt werden und wenn diese darüber hinaus erwarten, von der Öffentlichkeit ernst genommen zu werden, sollten diese Texte aber zumindest den Mindeststandards einer wissenschaftlich-redlichen Argumentation genügen. Und das heißt im Rahmen des geforderten „neuen Denkens“ nicht vorgebliches, positives Wissen über Zusammenhänge zwischen der Mikroebene der Quantenphysik und den Strukturen der Weltwirt-

schaft und gesellschaftlicher Globalisierungsprozesse zu postulieren, sondern vor allem ein hohes reflexives Bewusstsein über die Perspektivität, die möglichen Blindstellen, Verkürzungen und Unsicherheiten der eigenen Argumentation zu entwickeln. Lassen sich die Texte dagegen unter der Rubrik „messianische Botschaften“ abhaken, so erweist sich die kritische, engagierte Wissenschaft selbst einen Bärenienst.

Bei der Lektüre der Denkschrift und des „Manifests“ entsteht aber genau dieser Eindruck. Die beiden Texte stellen – zumindest in meiner Wahrnehmung, aber offensichtlich empfinden das viele Kolleginnen und Kollegen sehr ähnlich – eine Mischung aus messianischer Botschaft und (pseudo)wissenschaftlicher Argumentation dar. Ich finde es deshalb als Wissenschaftler eine Zumutung dieses Manifest zu unterschreiben; die darin formulierten gesellschaftspolitischen Ziele und Visionen mögen noch so ehrenwert sein.

Das ist sicher ein harsches Urteil. Ich kann es hier nur an einigen Beispielen belegen.

Wie immer in ideologisch überfrachteten Botschaften und Zeitdiagnosen wird das Übel der Welt auf eine zentrale Ursache reduziert. Damit ist dann zugleich der Weg zur Lösung aller Probleme vorgezeichnet. Hier ist es das starre „materialistisch-mechanistische Weltbild“, sind es die mit diesem Denken verknüpften „mechanistisch-zentralisierten“ Regulierungsformen und Machtstrukturen, die als Wurzel allen Übels – zumindest der zentralen Problemlagen unserer Zeit – identifiziert werden. Dem wird das lebendige Sein in seiner Vielfalt, Pluralität und Differenziertheit, die Kooperation und der Dialog gegenüber gestellt, die eine schöpferische Entfaltung von Individualität ermöglichen, ohne die „Allverbundenheit“ mit dem Gesamtkosmos des Lebendigen zu verlieren.

Alles wunderschöne Dinge – und man wundert sich, dass es der Einsichten der Quantenphysik bedarf, um dies zu erkennen. Für Hans-Peter Dürr und seine Co-Autoren sind es auf jeden Fall die Folgen quantenphysikalischer Erkenntnisse, die einen „revolutionären“ Blick auf die „(prä)lebendige Vielfalt und Offenheit“ des Kosmos eröffnen. Ist die indeterminierte, „genuin kreative“ „immaterielle Allverbundenheit“ der Wirklichkeit und ihre Fähigkeit zur „fortwährenden schöpferischen Differenzierung und kooperativen Integration“ erst einmal erkannt, dann ist klar, dass man nur die Fesseln des starren mechanistischen Denkens (und der in diesem Denken befangenen Praktiken) abstreifen muss, um wieder auf den Pfad der Tugend zu kommen und konstruktive Lösungen für die zentralen Probleme unserer Zeit zu finden. Wenn die modernen Gesellschaften nur „ihren kalten Krieg gegen Vielfalt und Wandel, Differenz und Integration ...“ beenden und sich der Kreativität und Fülle des Lebendigen öffnen würden, wenn „flexible Beziehungen“ an die Stelle „monostruktureller, zentralistischer Konstruktionen“ träten, wäre der Weg in die schöne, kooperative, dialogische, kreative neue Welt geebnet.

Wie bereits gesagt: als Gesellschaftswissenschaftler wundert man sich etwas, dass diese fundamentalen Einsichten in die „tiefer liegenden Ursachen“ und Lösungsmöglichkeiten *gesellschaftlicher* Krisen und Problemlagen (und um solche handelt es sich ja doch offensichtlich) durch quantenphysikalische Erkenntnisse zu Tage gefördert werden; aber disziplinärer Neid ist nicht angemessen, wenn es um so schwerwiegende Dinge wie die Rettung der Menschheit geht. Erstaunlich ist allerdings doch, dass selbst Physiker, die für ihr klares Den-

ken so berühmt sind, fast 100 Jahre gebraucht haben (sollen), um diese grundlegenden, mathemati

sch nicht allzu aufwendig formulierten, eher auf intuitive Nachvollziehbarkeit zielenden Schlussfolgerungen aus der Quantenphysik zu ziehen, die nun der staunenden Öffentlichkeit im Einstein-Jahr präsentiert werden. Entweder liegt dies daran, dass Physiker, was das mechanistische Weltbild betrifft, besonders hartleibig sind, schließlich haben sie dieses Weltbild ja auch ‚erfunden‘ – und an seinen eigenen Kindern hängt man eben, auch wenn sie missraten sind. Dann wäre die Denkschrift vor allem als eine innerdisziplinäre Auseinandersetzung von Physikern mit ihren eigenen, innerdisziplinären Hypothesen zu deuten. Oder die ‚Verspätung‘ um 100 Jahre liegt daran, dass die von Hans-Peter Dürr und seinen Mitautoren gezogenen Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen der Quantenphysik gar nicht zwingend sind, weder disziplinär noch generell, vielmehr eine mit aktuellen, aus der modernen Biologie und Systemforschung entlehnten Stichworten (Selbstorganisation, Nichtlinearität, usw.) unterfütterte sowie mit lebensphilosophischen Metaphern aufgeladene, sehr subjektive Deutung darstellt. Dieser wird dann von den Autoren die Funktion zugewiesen, für den seit eh und je geforderten gesellschaftlichen Kurswechsel hin zu einem friedlichen, dezentralen, ökologisch verträglichen Leben endlich einmal die ‚zwingende‘ Begründung nachzuliefern.

Leider ist die argumentative Figur weder zwingend noch neu. Die Gegenüberstellung des starren mechanistischen Denkens mit dem Paradigma des Lebendigen und der beseelten, kosmischen Allverbundenheit ist im neuzeitlichen Denken seit der Romantik fest verankert und lebt seither in immer neuen Varianten auf. In den siebziger Jahren wurden ganze „fischer alternativ“-Reihen mit dieser Denkfigur bestückt. Dass sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert auch viele schillernde, lebensreformerische, vitalistische und völkische Ideen aus dieser Gegenüberstellung speisten, rechtfertigt sicher nicht, das Potsdamer Manifest in die Nähe faschistischer Argumentation zu rücken (Ortlieb & Ulrich, FR v. 1.11.05). Das finde ich absurd. Anklänge einer „biologistischen Esoterik“ sind jedoch kaum zu verkennen. Das finde ich persönlich allerdings auch nicht besonders tragisch; zumindest nicht problematischer als andere Formen religiöser oder spiritueller Esoterik.

Neu ist sicher auch nicht die wissenschaftliche Hinterfragung des mechanistischen Weltbilds und des damit verknüpften positivistischen Wissenschaftsmodells. Zum einen war das am mechanistischen Modell geformte positivistische Wissenschaftsverständnis selbst immer nur die eine Seite der Medaille (die ihrerseits auch keineswegs für die gesamte Bandbreite an naturwissenschaftlichen Ansätzen typisch war). Die andere war das in den Humanwissenschaften gepflegte, an der Rekonstruktion von Sinnstrukturen orientierte Modell hermeneutischer oder „verstehender“ Wissenschaften. Diese „zwei Kulturen“ (Snow) haben in interdisziplinärer Forschung auch heute noch ihre Probleme miteinander, auch wenn die beiden Perspektiven selten so unversöhnlich gegenüber stehen, wie in den „science wars“ der neunziger Jahre, als die sozialkonstruktivistische „Dekonstruktion“ des objektivistischen Wissenschafts- und Realitätsverständnisses noch einmal voll unter Beschuss der „hard core“-Objektivisten geriet. De facto haben sich in der empirischen Wissenschaftsforschung, in der Technikfolgenabschätzung sowie in der Praxis der inter- und transdisziplinären Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung der letzten zwei, drei Jahrzehnte (um nur die Bereich zu nennen, die ich etwas genauer kenne) vielfältige neue, reflexive Verknüpfungen zwischen den beiden

Wissenschaftswelten ergeben, die sich jenseits der alten Frontlinien bewegen. Als ein (radikales) Beispiel dafür sei nur die Akteur-Netzwerk-Theorie erwähnt. Aber auch die Debatte um „mode 2“, um „problemorientierte Forschung“ oder „Transdisziplinarität“ steht für ein Wissenschaftsverständnis, das sich längst von den alten Polaritäten und den Ladenhütern des mechanistischen Denk- und Wissenschaftsmodells verabschiedet hat. Indem das Potsdamer Manifest das „mechanistische Denken“ noch einmal zur Hauptquelle aller modernen Übel stilisiert, führt es einen etwas antiquierten Kampf. Es scheint, als ob alte Herren (mit dem Gefolge jüngerer Knappen) noch einmal ihre alten Schlachten schlagen.

All das mag noch hingehen. Warum soll man sich nicht an historischen Frontstellungen reiben, wenn dies kreative Phantasien zur Bewältigung aktueller Probleme weckt? Damit komme ich nun aber zum harten Kern meiner Verärgerung. Und diese hat, das gestehe ich gerne ein, mit disziplinspezifischen Sensibilitäten zu tun. Als Sozial- und Politikwissenschaftler sträuben sich mir alle Haare zu Berge, wenn die metaphorische Beschwörung der Offenheit, Flexibilität und Kreativität des „(Prä)Lebendigen“ als Lösungsmodell für aktuelle Probleme des globalen Kapitalismus oder nicht-nachhaltiger gesellschaftlicher Naturbeziehungen ausgegeben wird. Dass die Bereiche der Ökonomie, der Gesellschaft, der Kultur, dass das Alltagshandeln ebenso wie Verhandlungsprozesse im Rahmen internationaler Regimebildung oder ethnisch-nationale und kulturelle Konflikte eine hochgradig komplexe Binnenlogik aufweisen, für die sich nur dann Lösungen finden lassen, wenn die jeweiligen Akteursrationalitäten, institutionellen Eigendynamiken, Machtgefüge und kulturellen Situationsdeutungen in ihren kontextspezifischen Verknüpfungen und Verknotungen entziffert werden, wird völlig ausgeblendet. Möglichkeiten eines Kurswechsels bieten sich immer nur unter Anschluss an akteurspezifische Handlungsrationitäten, an gesellschaftlich resonanzfähige Neurahmungen von Problemen und unter Ausnutzung kontextspezifischer, systemischer Widersprüche. Das sind alles Leerstellen im Manifest.

Stattdessen wird das „neue Denken“ und das „neue, kooperative Handeln“ beschworen. Wenn die Möglichkeit des „kooperativen Wetteiferns“, der „Differenzierung und Integration“, schon im „prä-lebendigen Grund“ angelegt ist, „der uns alle trägt“ – warum bitte sollte es dann nicht auch auf gesellschaftlicher Ebene zum Tragen kommen? Der Glaube versetzt Berge, heißt es. Das mag sein. Glauben, Wetteifern, Streben nach Individualität, Geltung und Ansehen, nach Identität und Gemeinschaft, nach Wohlstand und Sicherheit – all das sind in der Praxis seit Tausenden von Jahren (nicht erst seit Newton) allerdings nicht nur Quellen für die Entwicklung kooperativer sozialer Beziehungen, sondern ebenso viele Ursachen für zerstörerische Konflikte und Kriege, für Unterdrückung, Herrschaft und Ausbeutung. Machtstreben ist ein ebenso universeller Grundzug menschlichen Lebens wie die Fähigkeit zur Empathie. Entscheidend ist, in welche institutionellen Formen und strukturelle Dynamiken diese menschlichen Potentiale eingebunden werden und welche Gestaltungsmöglichkeiten sich damit eröffnen.

Für die Frage geeigneter institutioneller Transformationsstrategien liefert die Gegenüberstellung von zentralistisch-mechanistischen Strukturen auf der einen, dem offenen, „lebendigen Seinsgrund“ auf der anderen Seite aber keinerlei Anhaltspunkte. Oder welche praktischen, handlungsbezogenen Einsichten lassen sich aus dem Satz gewinnen: "Das Individuum gewinnt wachsende Offenheit in seiner intensiven Teilhabe und durch seine Zeit und Raum ü-

bergreifende Einbettung in den Lebensverbund der Erde"? Eingebettet in den Lebensverbund der Erde sind wir alle als Erdbebenopfer in Pakistan, als anschlagbedrohte Irakis, als Börsenspekulanten in New York, als verarmte oder reiche Amerikaner, Berliner, Münchner... Wieso gewinnen wir allein schon aus dem Bewusstsein dieser Einbettung eine "wachsende Offenheit" und „eine wachsende dialogische Kooperationsfähigkeit“? Kann aus der Wahrnehmung globaler Abhängigkeiten nicht gleichermaßen Hass und Konfliktbereitschaft erwachsen?

Und wenn es scheinbar konkreter wird: Was besagt die Forderung nach "einer *integrativen Kooperation* der vielfältigen wirtschaftlichen Austauschstrategien zwischen Menschen, Gemeinschaften und ihrer natürlichen Mitwelt, sowie der Verteilungsmuster in Produktion, Verwertung und Versorgung"? Welche neuen gesellschaftlichen Organisationsprinzipien sind damit gemeint – jenseits von Markt, Staat, internationalen Regimen oder kooperativen Netzwerken, die es ja schon alle gibt? Was soll man sich überhaupt unter einer "integrativen Kooperation der Verteilungsmuster in Produktion, Verwertung und Versorgung" vorstellen? Ich vermute, da kann und darf man sich gar nichts Konkretes vorstellen. Das ist nicht viel mehr als diffuser Sprachnebel.

Oder: Was ist unter dem "Aufbau polyzentrischer, sich komplementär ergänzender Wirtschaftsstrukturen" im Rahmen der sich entfaltenden globalen Kapitalismus zu verstehen? Es gibt nicht einmal ansatzweise einen Hinweis auf denkbare reale Entwicklungspfade, mit denen sich diese schöne Komplementarität von "dezentraler Versorgungssouveränität und Subsistenz (...) mit interkontinentalen Infrastrukturen für den Austausch von Gütern und Diensten aus globaler Arbeitsteilung" verwirklichen ließe. Ich sehe auch nicht die Steuerungsinstrumente, mit denen sich ein "kooperatives Zusammenspiel" einer Vielfalt von „wirtschaftlichen, marktlich wie zivil getragenen Unternehmungen" auf allen Ebenen, lokal bis interkontinental, herstellen ließe. Als ob nicht der Markt selbst – im Unterschied zu zentralistischen, planwirtschaftlichen Strukturen – ein dezentrales Credo hätte. Es sind nicht die Monopolstrukturen und auch nicht die Orientierung an einer „maximalen Effizienz in der Allokation von Ressourcen“ [was ist dagegen zu sagen?], sondern die unbegrenzte Wettbewerbsdynamik konkurrierender Unternehmen, die die beklagten Folgen des "unbegrenzten monetären Kapitalwachstums", der Kommodifizierung und Standardisierung gesellschaftlicher Bedürfnisse hervorgerufen hat. Schon Marx und Engels wussten um die „revolutionäre Kraft“ der kapitalistischen Produktionsverhältnisse, die zu einer fortwährenden Umwälzung der Produktion, zur permanenten Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, zur Auflösung aller festen, eingerosteten Verhältnisse, Vorstellungen und Anschauungen führt (Kommunistisches Manifest).

Das Problem sind heute längst nicht mehr zentralistische Strukturen oder mechanistische Weltbilder. Zumindest die westliche Welt hat sich längst flexibilisiert und individualisiert. Dezentrale Netzwerkstrukturen werden seit längerem als probates betriebswirtschaftliches Organisationsmodell multinationaler Konzerne empfohlen. Innovation, Kreativität, Kommunikation und Dialog sind seit ein, zwei Jahrzehnten die Schlagworte der modernen, ökonomischen, politischen und wissenschaftlichen Prediger der Wissensgesellschaft. Da mutet die Empfehlung doch reichlich naiv an, man müsse zentrale Strukturen nur dezentralisieren und den destruktiven Wettbewerb in ein "produktives Wettstreifen" ummünzen und schon würde es

mithilfe von "Innovation und schöpferischer Produktivität" gelingen, ein "kooperativ-dialogisches Zusammenwirken der Kulturen und Menschen der Erde" zu entwickeln. Wenn es dieses einfache Zaubermittel der Transformation globaler, konflikthaft-konkurrierender in kooperative Wirtschaftsstrukturen und Sozialbeziehungen gäbe (außerhalb von Monopol- und Oligopolbildungen), dann wäre es sicher schon längst erfunden.

Für Hans-Peter Dürr und seine Mitstreiter ist es allerdings nur – oder vor allem – die Frage des mechanistischen Weltbilds; wenn dessen Schleier fallen, wenn der (prä)lebendige Urgrund allen Seins sichtbar wird, dann werden sich auch diese Rätsel lösen.

Mit so etwas dürfte ich meinen Studenten nicht einmal in der allerersten Einführungsvorlesung kommen, ohne ausgelacht zu werden. Und mit Recht. Es geht nicht um die richtigen oder falschen Visionen, sondern – zumindest im Rahmen dieses Manifests, unter Bezug auf Russell und Einstein – um die Frage, ob überhaupt seriöse, wissenschaftlich fundierte Anstrengungen unternommen werden, um die Ursachen der Probleme zu klären und machbare Veränderungsstrategien aufzuzeigen. Die Beschwörung des "neuen Denkens" und der "strategischen Ausrichtung am Paradigma des Lebendigen" hilft hier nicht weiter, vernebelt vielmehr die eigentlichen Aufgaben und Probleme.

Die jeweiligen Quellen persönlicher Inspiration können höchst unterschiedlich sein. Es bleibt Hans-Peter Dürr und seinen Mitstreitern unbenommen, sie aus einer biologistisch-metaphorischen Interpretation der Quantenphysik zu gewinnen. Das hat allerdings mit einer ernsthaften Analyse globaler Krisenlagen nichts zu tun und bleibt ihnen gegenüber deshalb auch ohnmächtig. Praktikable Lösungsansätze, die die Nachhaltigkeits-, Entwicklungs- und Konfliktforschung an vielen Themen- und Problemfeldern aufgewiesen, lassen sich nicht in monokausalen Zurechnungen und neuen Kosmologien finden, sondern nur in der – zugegeben – etwas mühseligen inter- und transdisziplinären Entwicklung multidimensionaler, kontextspezifischer Problemlösungsstrategien.

Die Blumenkinder des Potsdamer Manifests begeben sich währenddessen „auf den Weg des Lernens“, um so handeln zu können, „dass Lebendigkeit vermehrt und vielfältig erblüht“ und „die Allverbundenheit, die wir Liebe nennen können, .. aus der Lebendigkeit sprießt“. So sei es. Amen!